26:19
Karl A. Mueller
3462
(52)

Martin Schlunk

Das Christentum und die Völker

Die völkischen und rassenmäßigen Ausprägungen des Christentums

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
THE LIBRARY

Das Christentum und die Völker

Eine Untersuchung
über die völkischen und rassenmäßigen Ausprägungen
des Christentums auf dem Missionsgebiet

Von D. Martin Schlunk
Missionsdirektor
(Hamburg)

Erschienen im Furche-Verlag
Berlin 1927

Dieses Heft ist das vierte von einigen innerlich zusammengehörigen Heften der „Stimmen", in denen vom Standpunkt des biblischen Christentums aus zur völkischen Frage Stellung genommen wird. Bereits herausgekommen ist als 42. Heft der „Stimmen" eine Untersuchung von Professor D. Gerhard Kittel-Tübingen „Jesus und die Juden", als 46. Heft „Der alttestamentliche Gott. Sein Gericht und sein Heil" von Professor D. Dr. Johannes Hempel-Greifswald und als 49. Heft „Das religiöse Leben der westeuropäischen Judenheit" von Professor D. Dr. Willy Stärk-Jena. In Vorbereitung sind noch folgende Veröffentlichungen: „Die Frömmigkeit des Alten Testaments" von Professor D. Friedrich Baumgärtel-Rostock und „Evangelium und deutsches Volkstum" von Professor D. Kurt Deißner-Greifswald. Die Herausgabe liegt in den Händen von Professor D. Gerhard Kittel-Tübingen und Stadtpfarrer Hermann Weber-Freiburg i. Br. Dieses Heft wurde im Frühjahr 1927 bei Edmund Pillardy in Kassel gedruckt.

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
THE LIBRARY

Heft 52
der Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung

Als ich auf meiner Reise in das Missionsfeld der Norddeutschen Mission im Jahre 1909 auf dem Dampfer Schiffsgottesdienst in der ersten Klasse hielt, wurde einem eingeborenen Sprachgehilfen aus Togo die Erlaubnis, an diesem Gottesdienst teilzunehmen, verweigert. In Lome nahm beim deutschen Gottesdienst niemand daran Anstoß, daß die deutsch sprechenden afrikanischen Lehrer bescheiden im Hintergrunde der Feier beiwohnten. Aber auch dort empfand ich die Rassengegensätze scharf, als eine Gemeindeabordnung fragte, warum gegen Glieder der afrikanischen Gemeinde Kirchenzucht geübt werde, während Europäer, die offensichtlich in ihrem Leben Anstoß gegeben hätten, mit vollen Ehren, Glockengeläut und Chorgesang, zur letzten Ruhe bestattet würden. Bauten sich da draußen zweierlei Kirchen von verschiedener Rasse mit verschiedener Ordnung, ja zuletzt mit verschiedener Moral?

Seit diesen Erlebnissen hat mich die Frage nach der völkischen und rassenmäßigen Ausprägung des Christentums auf dem Missionsgebiet nicht mehr losgelassen. Wieweit hat sie ein Recht? Wieweit wird sie zum Unrecht? Wo liegen die unaufgebbaren Wesensmerkmale, die allem Christentum eignen, und wieweit darf und muß Volkstum und Rasse sich innerhalb der einen großen unsichtbar-sichtbaren Kirche, an die wir glauben, Ausdruck verschaffen? Ist afrikanisches Christentum anders als indisches und chinesisches und wieder anders als deutsches und englisches? Indem wir die Frage so stellen, wird das Blickfeld weltweit und die Antwort suchenden Gedanken werden durch die Jahrtausende der Geschichte geführt, um zu sehen, was wurde, und zu prüfen, was zu bleiben berechtigt ist. Wir dürfen uns dabei nicht verhehlen, daß, wie die völkische Frage daheim leicht alle Leidenschaften weckt, so die Rassenfrage auf dem Missionsfelde oft zu den schärfsten Gegensätzen führt, weil die Empfindsamkeit auf das höchste gereizt ist. Um so dringender ist es, bei

der Erörterung alle Leidenschaften beiseite zu lassen, um ruhig und ohne Vorurteil die Dinge zu sehen, wie sie sind, und ihrem Recht nachzuspüren.

Überschauen wir zuerst ganz kurz die Geschichte des Christentums vom Anfang bis zur Gegenwart. Es tritt in die Welt in den Formen des Judenchristentums und zeigt in seiner nationalen Gebundenheit die gesetzliche Normierung, die dem Judentum eigentümlich ist ebenso wie dessen starke Gottbezogenheit, und es bedarf erst der Genialität eines Paulus, um es aus seinen Schranken zu lösen und die in ihm stiftungsmäßig angelegte Universalität zur Bewußtheit zu erheben. In dieser Form tritt es seinen Siegeszug durch die Welt an und erobert zunächst die griechische Kultur. Es gewinnt den Sieg, aber um den Preis einer akuten Hellenisierung. Griechische Denkformen bestimmen die Formierung des Glaubensbekenntnisses, und griechische Philosophie gestaltet Lehre und Sittlichkeit. Es ist kein Zufall, daß ein großer Teil der Christenheit sich bis heute vom griechischen Katholizismus bestimmt weiß. An den griechischen Typus reiht sich der römische mit seiner Staatsverfassung, die zur imperialistischen Weltmonarchie strebt, mit seinem Kirchenrecht, mit seiner nüchtern-praktischen Frömmigkeit, die in deutlichem Gegensatz zum griechischen Tiefsinn und griechischen Grübeln steht. In seiner römischen Ausprägung erobert das Christentum die Welt Europas, aber, wenn wir genau beobachten, sehen wir deutlich erkennbare und doch begrifflich kaum faßbare Unterschiede zwischen römischer und fränkischer, zwischen irischer, englischer und germanischer Ausprägung des Christentums. Auch die bewußt internationale oder übernationale römisch-katholische Kirche existiert nur in der Form einer Summe von national bestimmten Einzelkirchen. Mit der Reformation gewinnt das Christentum neue völkisch bestimmte Ausprägungen im deutschen Luthertum, das in die nordischen Länder übergreift und in ihnen je ganz verschiedene Gestalt annimmt, und im schweizerischen Reformiertentum, das die Mutter des anglikanischen und amerikanischen Christentums wird. Sollte dieser Prozeß der völkischen und rassenmäßigen Ausprägung des Christentums im 16. Jahrhundert zum

Abschluß gekommen sein? Es gibt keinen vernünftigen Grund, das anzunehmen und a priori Chinesen, Japanern, Indern, Afrikanern, Javanen, Australiern die Fähigkeit und das Recht abzusprechen, ihrerseits ein völkisch und rassenmäßig bestimmtes Christentum zu gestalten, oder umgekehrt, ihr Volkstum und ihre Rasse von der Kraft des Evangeliums durchdringen und christianisieren zu lassen.

Wie sollte es auch anders sein? Ob wir an den Missionsbefehl denken mit seinem Auftrag, alle Völker zu Jüngern Jesu zu machen, oder etwa an das Wort aus der Offenbarung[1]: Ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern (ἐπὶ πᾶν ἔθνος καὶ φυλὴν καὶ γλῶσσαν καὶ λαόν), so ist immer die Meinung die, daß die im ewigen Evangelium wirkende Gotteskraft das naturhaft Gegebene umgestalte, heilige, ohne daß damit das Naturhafte aufgehoben wird. Die Vorstellungen des Neuen Testamentes führen also, das soll hier nicht weiter ausgeführt werden, zu nationalen Ausprägungen des Christentums, und das ist nicht notwendig und immer Entwertung, als ob etwa der völkische Beisatz den Ewigkeitsgehalt trübe oder beeinträchtige, sondern ist, so gewiß Trübungen und Beeinträchtigungen nicht ausgeschlossen sein werden, vielmehr positiv Durchdringung der von Gott gegebenen Art mit den Erneuerungskräften des Evangeliums, und damit Vollendung des von Gott Gegebenen zu seiner Bestimmung hin. Das ewige Evangelium will ja den Menschen nicht nur erfassen, sondern will auch von ihm erfaßt werden, und damit ist gegeben, daß das Verständnis des Evangeliums und seine Umsetzung in das menschliche Leben immer von den Gaben und Fähigkeiten des betreffenden Volkstums abhängig ist. Weil der Grieche zur Philosophie neigt, wird ihm die christliche Theologie zur Philosophie, weil der Römer das Recht liebt, gestaltet sich ihm das Christentum zur rechtlich verfaßten Universalkirche. Weil Luther aus der Bibel heraus zum Erlebnis der Rechtfertigung geführt wird, ist das deutsche Christentum biblisch und „paulinisch" im eigentümlichen Sinne, und so muß und wird es

bleiben: Jedes Volkstum, jede Rasse wird mit der eigenen Art vom Evangelium eigentümlich bestimmt werden und in seinem Verständnis des Evangeliums eigentümlich bestimmt sein, und man wird ein Recht haben, unter der jungen Christenheit auf dem Missionsfelde die Ansätze zu einer völkischen und rassenmäßigen Bestimmtheit zu erwarten.

Allerdings *nur Ansätze*. Noch ist die neuere Missionsbewegung zu jung und — vielleicht infolge allzu patriarchalischen Verhaltens der Missionare — zu unselbständig, vielleicht auch der Blick des Beobachters noch nicht geschärft genug, um mehr als Ansätze erkennen zu lassen. Aber Ansätze sollten da sein und wir werden sie zu suchen haben.

Die erste und wertvollste Spur einer völkischen und rassenmäßigen Ausgestaltung des Christentums könnte in den *Glaubensbekenntnissen* liegen, wie sie entweder ausdrücklich geprägt oder angenommen worden sind, oder wie sie sich nach dem Zeugnis hervorragender eingeborener Führer zu bilden beginnen. Die zur Vorbereitung der Edinburger Konferenz von 1910 ausgesandten Fragebogen[2] enthielten für die Erforschung der Kirche auf dem Missionsfelde u. a. die Frage nach dem Glaubensbekenntnis: Hat die Kirche, über die Sie berichten, als ihr Glaubensbekenntnis eins der alten historischen angenommen, und wenn so, welches? Oder hat sie ein neues Bekenntnis formuliert? Ein Anhang des II. Bandes des Konferenzwerkes bringt einige der Glaubensbekenntnisse in vollem Wortlaut oder doch in erkennbaren Andeutungen. Da erklärt die Japanische Kirche[3] (Nippon Sei Kokwai), sie nehme die Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes an, glaube, daß sie, von Gott eingegeben, alles zur Seligkeit Notwendige enthalten, und bekenne den Glauben, wie er im Nicänum und Apostolicum zusammengefaßt sei. Hier ist also keine Spur von originalem Denken in einer der verfassungsmäßig am weitesten geförderten Kirchen auf dem Missionsfelde. Fast wörtlich stimmt mit diesen Erklärungen der Vorspruch der Entschließungen der Konferenz der Anglikanischen Kommunion in China und Hongkong vom April 1909.[4] Die Presbyterianische

Kirche Christi in Japan stellt ihrer Verfassung ein Glaubensbekenntnis voraus, das in seiner Einleitung keinen Satz enthält, der auf ein originales Verständnis des Christentums schließen ließe, und das im wörtlich angeführten Apostolicum ausklingt.[5] Das Glaubensbekenntnis der Presbyterianischen Kirche in Indien[6] enthält nach einem Vorspruch, der das Glaubensbekenntnis von Westminster und die andern Bekenntnisse der Mutterkirche „als würdige Auslegung des Wortes Gottes und als Lehrsysteme, die in unsern Kirchen und Seminaren gelehrt werden sollen", empfiehlt, ein Bekenntnis in zwölf Artikeln, beginnend mit der Erklärung, daß die Schriften Alten und Neuen Testaments das Wort Gottes und die unfehlbare Regel des Glaubens und des Lebens seien, und eine Summe der altchristlichen Hauptbekenntnisse in scharf dogmatisch-orthodoxer Ausprägung bietend, aber wieder ohne eine Spur selbständigen dogmatischen Denkens oder einer Andeutung, daß diese oder jene Lehren aus völkischen oder Rassengründen bevorzugt oder zurückgestellt wären. Jeder Geistliche der Kirche muß geloben: „Ich erkenne und übernehme das Glaubensbekenntnis dieser Kirche als gegründet auf das Wort Gottes und in Übereinstimmung mit ihm; und ich erkläre es zu meinem Glaubensbekenntnis." Allerdings sagt eine Anmerkung, daß die Kirchenbehörden bei der Glaubensprüfung die Zartheit und Liebe (discretion and charity) walten lassen würden, die dem Worte Gottes entspreche und im Interesse der Kirche erforderlich sei. Besonders charakteristisch tritt die unbedingte Abhängigkeit der neuen Missionskirchen von den alt-europäischen Kirchen in der Gründungsurkunde der Vereinigung der Presbyterianerkirche in China (Union of the Presbyterian Church of Christ in China)[7] zutage. Denn hier werden als Bekenntnisurkunden der sich vereinigenden Kirchen die Confessio Westmonasteriensis, die Confessio Belgica, der Heidelberger Katechismus, die canones Dordrechtani, die Confessio Scoticana u. a. als verpflichtende Auslegungen des Wortes Gottes angeführt, ohne daß auch nur der Versuch gemacht würde zu sagen, ob und worin die chinesischen Kirchen in der Glaubensformulierung ein eignes Gepräge haben könnten.

Und das Gleiche gilt von der Vereinigungserklärung der Vereinigten Kirche Südindiens[8], die einem ganz in den Bahnen der alten Bekenntnisse einhergehenden Glaubensbekenntnis von fünf Sätzen die charakteristische Bemerkung vorausschickt, da das Bekenntnis ein menschliches Werk sei, seien seine Bekenner nicht auf jedes Wort und jeden Satz festzulegen, so daß hier wenigstens die grundsätzliche Möglichkeit einer Weiterentwicklung gegeben ist, die dann in einer Schlußbemerkung wenigstens in Form einer Revision ausdrücklich vorbehalten wird: „The South India United Church reserves to itself the right to revise its general Confession of Faith whenever the consensus of opinion of the United Body demands it." („Die Südindische Vereinigte Kirche behält sich das Recht vor, ihr allgemeines Glaubensbekenntnis zu revidieren, sobald die übereinstimmende Überzeugung der Vereinigten Körperschaft es verlangt.")

Man kann die Ausbeute doch nur höchst dürftig nennen und würde auch nicht viel weiterkommen, wenn man Äußerungen führender Christen aus den Missionsländern auf ihren dogmatischen Gehalt hin untersuchte, zumal hier immer die Schwierigkeit bliebe, festzustellen, wieweit die Einzeläußerung als dogmatische Formulierung gemeint ist und wieweit sie als Überzeugung einer Mehrheit gelten kann. Als z. B. der Sadhu Sundar Singh in Hamburg in der St. Petrikirche predigte, hörte ich einen kundigen Hamburger Theologen urteilen: der Mann ist ja Patripassianer. Es mag wohl sein, daß die Worte des Sadhu eine solche Abweichung vom kirchlichen Bekenntnis vermuten ließen, und dann wäre die Abweichung, wenn nicht auf Mangel an theologischer Schulung, dann vielleicht auf einen Einfluß indischer Denkweise zurückzuführen, aber erstens bleibt fraglich, ob der Sadhu von dieser Abweichung gewußt und ob er sie gewollt hat, und zweitens noch viel mehr, ob er damit für andre eine Norm habe geben wollen. Ähnlich wie vom Sadhu haben wir von manchen gebildeten Christen aus den verschiedensten Teilen des Missionsfeldes Äußerungen persönlichen Glaubens, und oft tragen sie deutlich die Farbe ihres Ursprungslandes in den Bil-

dern, Gleichnissen, Denkformen und Gedankenverknüpfungen, aber darum sind sie in ihrer Gesamtheit doch nicht mehr als die ersten Ansätze zu einer möglichen Entwicklung rassenmäßiger Ausprägung des Christentums in der Gegenwart, Spiegelungen oder Brechungen des ewigen Lichts in indischem, chinesischem, japanischem Kristall, individuell, unverbindlich und darum nicht mehr als Symptome für etwas, was kommen kann.

Es bedarf nur einer einfachen Überlegung, um zu erkennen, daß auf dem Gebiet der Verfassungsformen der Ertrag an rassenmäßiger Ausprägung des Christentums auf dem Missionsgebiete vollends nur dürftig sein kann. Die Menschheit hat bisher drei Formen kirchlicher Verfassung hervorgebracht, die in einiger Abwandlung, gleichsam sich überschneidend, überall wirksam sind, indem entweder die Einzelgemeinde als selbständige und selbstverantwortliche Ausprägung des kirchlichen Lebens gilt, so daß die Zusammenfassung als sekundär betrachtet wird und es keine, der Einzelgemeinde übergeordnete kirchliche Behörde oder Autorität gibt, — das kongregationalistische Prinzip —, oder eine Gesamtkirche das Ziel der Organisation bildet, der sich die Einzelgemeinde ein- und unterzuordnen hat, wobei bald der monarchisch-hierarchische Gedanke einer auf das Amt gegründeten Kirche vorherrscht, — das episkopalistische Prinzip —, bald der demokratisch-synodale Gedanke einer von Geistlichen und Laien von unten nach oben aufgebauten Verfassung sich durchsetzt, — das presbyterianische Prinzip. Es dürfte darüber hinaus kaum andere Möglichkeiten des Verfassungsbaues geben, so daß der Beitrag, den die Völker und Rassen auf ihre Kirchenformen üben können, sich nur in der Bevorzugung des einen oder anderen dieser Prinzipien oder in der Art ihrer Mischung äußern könnte. In der Tat ergibt der Befund kein indisches System der Kirchenverfassung und keine chinesische Weise und keinen afrikanischen Typus der Kirchenbildung, und wenn man das gelegentlich mit Enttäuschung und Bedauern festgestellt hat,[9] so hat man sich wohl nicht klar gemacht, daß es nicht anders sein kann. Nur eins zeigt die Geschichte deutlich, daß die Kirchenformen sich immer mehr einander

annähern. Die Kongregationalisten brauchen den Zusammenschluß, und wenn sie, um den Zusammenschluß und gleichzeitig die Autonomie der Einzelgemeinde zu gewährleisten, sich Vertrauensräte schaffen, die nur Ratschläge geben können aber erwarten dürfen, daß die Ratschläge auch beachtet werden, so ist damit, auch wenn das nicht deutlich zugegeben wird, die Kirche als ein über die Einzelgemeinde hinausgehendes Ganzes anerkannt, ja ein Amt und eine Ordnung geschaffen, die einer Kirchenbehörde und einer Kirchenordnung sehr ähnlich sehen. Und wenn die episkopalistischen Kirchen sich Synoden schaffen oder die presbyterianischen nicht nur ein kirchliches Amt kennen, sondern womöglich den Bischofstitel einführen, so zeigen damit beide, daß es ohne Amtsträger und Organe der Selbstverwaltung nirgendwo kirchliche Gemeinschaft gibt. Und beide können die Gesamtkirche nur bauen, indem sie die Einzelgemeinde pflegen und ihr bewußt und stark Anteil an der Selbstverwaltung geben. So arbeitet die Geschichte die Formen heraus, die stiftungs- und wesensgemäß in der Kirche liegen und von völkischem und rassenmäßigem Einfluß kaum stark abhängig sein können. Ein Einfluß der Völker und Rassen ist zumal in den Anfangszeiten kirchlicher Entwicklung um so weniger zu erwarten, als die Kirche als etwas völlig Neues kommt und weder die Missionen daran denken, daß sich ihre Kirchenformen in den Missionsländern abwandeln könnten, noch die Eingeborenen, daß ihnen ein Mitbestimmungsrecht zustehe.[10]

Ganz Ähnliches gilt für die Gottesdienstformen. Sie sind tatsächlich überall Abwandlungen der Gottesdienstformen der Heimat. Nicht nur in der römisch-katholischen Kirche ist die Messe überall in Hergang und Wortlaut dieselbe, auch die anglikanische Kirche benützt in der ganzen Welt das gleiche Common Prayer Book*), und die Herrnhuter wie die Reformierten, die Lutheraner wie die

*) Es mag aber hier bemerkt sein, daß schon die Lambeth Conference der anglikanischen Bischöfe vom Jahre 1908 die Anpassung des Common Prayer Book an die Bedürfnisse der verschiedenen Rassen innerhalb der Anglikanischen Kirche in Aussicht nahm. Der betr. Abschnitt der Verhandlungen lautet:[11] „In manchen Teilen des Missionsfeldes besteht ein weithin empfundenes Bedürfnis, das Gebetbuch den geistlichen Bedürfnissen des Volkes anzupassen und seinen Inhalt zu vermehren. Dafür wurde mancher Beweis aus verschie-

Unierten führen ihre heimatlichen Gottesdienstordnungen unbedenklich und man darf wahrscheinlich nicht sagen gedankenlos, sondern in voller Absicht in ihren Missionen ein, überzeugt, gerade in ihrer Heimatform eine besonders die Herzen bewegende Art der Gottesdienstordnung zu besitzen. Nur wird selbstverständlich Schriftlesung, Gebet und Gesang in die Sprache des Missionsfeldes übertragen, und die Verhältnisse einer werdenden Kirche bedingen größere Freiheit und mancherlei Vereinfachungen. Das ist wiederum nur notwendig und das Fehlen eines völkischen oder rassenmäßigen Einschlages darum nicht beklagenswert, weil die Elemente, aus denen sich der Gottesdienst zusammensetzt, Gemeingut der Gesamtchristenheit sind und die Formen der Sakramentsverwaltung, abgesehen von kleinen Verschiedenheiten, sich notwendig überall gleichen.[12] Der stärkste Einfluß des Völkischen im Gottesdienst findet sich einerseits in den Liedern und Gesängen, doch soll davon in besonderem Zusammenhang die Rede sein, und andrerseits in den Predigten, in denen die Angehörigen der anderen Rassen selbst zu Wort kommen. Aber diese Predigten liegen noch nicht in nennenswertem Umfange gedruckt für das Studium vor, und von denen, in die wir Einblick haben, gilt das, was ich vorhin über Glaubensaussagen der Eingeborenen sagte, sie ruhen noch selten auf gründlicher theologischer Schulung und sie können keine Allgemeingültigkeit beanspruchen. Das, was sie in diesem Zusammenhang zu erwähnen nötigt, ist ihre der Landesart, dem Volkstum angepaßte Sprechweise, die ganz anders ist als eine vom Missionar womöglich im Missionsjargon vorgetragene Predigt. Man lese etwa C. J. Voskamps feine Skizzen: „Der chinesische Prediger", die deutlich machen, worauf es hier ankommt, wenn auch zweifelhaft bleibt, wieweit das Medium des europäischen Missionars die Darstellung beeinflußt hat. Da heißt

denen Teilen der Welt erbracht. Der Ausschuß erkennt den erzieherischen Wert des Common Prayer Book voll an und weiß, wie wichtig es ist, an ihm als einem Band der Gemeinschaft und einer Norm für die Andacht festzuhalten, ist aber der Meinung, daß man bei aller schuldigen Ehrfurcht Anstrengungen machen sollte, die Formen des öffentlichen Gottesdienstes für ungebildete Gemeinden verständlicher zu machen und sie den weithin verschiedenen Bedürfnissen der verschiedenen Rassen innerhalb der Anglikanischen Kirche anzupassen."

es, um nur eine Probe zu geben[13]: „Als der chinesische Prediger seine Rede anhub, tauchte er gleich mit seinen Gedanken in die gegenwärtige, schreckensvolle Zeit, in die lange, blutbefleckte Geschichte seines Volkes, in die ungezählten Bürgerkriege und Revolutionen, wo ganze Generationen versanken, wie sich auf einer menschenüberfüllten Dschunke ein einziger Todesschrei erhebt, wenn das Schiff im Taifun versinkt. Keine Zeitung meldet davon. Soundso viel Reisesser sind weniger, ruft man sich lachend auf dem nächsten Markte zu. Auf dem Angesichte unseres Volkes kann man seine elende Vergangenheit und seine Hoffnungslosigkeit für die Zukunft deutlich lesen. Überall tönt uns die Sehnsucht nach Frieden entgegen: auf den Oberschwellen der Türen unserer Häuser, auf den Tempelwänden, in den uralten Liedern des Schi King, in den Aussprüchen der großen Weisen unseres Volkes. Es ist, als hörte man aus all den Sprüchen und Versen und Inschriften nur den einzigen Schrei: Friede, Friede!" Aber dieser Einleitung, die gewiß chinesisches Gepräge trägt, folgt eine Predigtskizze, von der Voskamp sagt: „Die Gedankenführung in der chinesischen Missionspredigt zeigt im Grunde dieselbe Art, wie überall in der Welt, wo sie verkündigt wird." Also handelt es sich hier mehr um eine äußere Prägung. Voskamp weiß aber auch von einem sachlichen Einfluß, von einer Eigentümlichkeit der apologetischen Predigt in China. „Sie besteht darin, daß das eigentümliche chinesische Denken sich hineinmischt in die Vorstellungswelt der christlichen Erkenntnis, wie die griechische Färbung in der paulinischen Predigt unverkennbar ist, daß manche Wahrheiten vor anderen betont werden, daß der Chinese, der so stark in seiner Vergangenheit lebt, immer in dem Christentume nach der Erfüllung des konfuzianischen Idealbildes sucht, daß die äußere Form der Apologie beeinflußt wird von den Gedanken, Aussprüchen, Bildern und Redefiguren der großen chinesischen Denker, die für das Volk einen Schatz an gewonnenen Erfahrungen und Wahrheitsmomenten bedeuten, an dem es festhält als an großen Zeugen und Reliquien einer vergangenen glänzenden Zeit mitten in dem Jammer einer unaussprechlich elenden Gegenwart." Voskamps ganzes Büchlein ist dem Beweise

dieser Sätze gewidmet und zeigt, wie in der Tat das chinesische Denken und Empfinden die Gedanken bestimmt und formt, allerdings ohne daß es sich meines Erinnerns um eine Fortbildung christlicher Gedanken im Sinne einer chinesischen Eigenbildung handelte.

Das Gleiche wie von China gilt von den übrigen Missionsländern, Japan, Indien, Niederländisch Indien, Afrika. Soweit Predigten von dort vorliegen, zeigen sie keinerlei andere völkische Ausprägung als die, daß sie in Sprache, Denkweise, Bildern und Empfindungswerten die Farbe ihrer Heimat tragen.

Wohl aber gibt es überall auf dem Missionsfelde Nichtchristen, die von der Wahrheit und Macht des Christenglaubens berührt, sich Ausschnitte der christlichen Gedankenwelt zu eigen gemacht haben, um sie im Kampf gegen das Christentum zu verwerten. Tagores Dichtungen, Mahatma Gandhis Forderungen und Lehren, die Samadsche Indiens und die christlich gefärbten Mischreligionen, die aus der Welt des Hinduismus[14], des Buddhismus[15], des Islams[16], ja selbst Afrikas[17] bekannt geworden sind, können nicht mehr als völkische oder rassenmäßige Ausprägungen des Christentums angesprochen werden. Sie zeigen vielmehr die Gefahren des Synkretismus, vor denen sich die Christengemeinden bei ihrer Neigung, am Völkischen und Rassenmäßigen festzuhalten, hüten müssen, wenn sie nicht unaufgebbare Lebenswerte des Christentums preisgeben wollen.

Handelt es sich in Glaubensbekenntnissen, Verfassungsformen und Gottesdienstordnungen um gleichsam formal gebundene Lebensäußerungen des Christentums, so führte schon die viel stärker vom Gegenwartsleben durchpulste Predigt hinüber in die freien Lebenswirkungen. Sitte und Sittlichkeit tragen ja überall stark völkisch-rassenmäßiges Gepräge. So ist zu vermuten, daß die Ausbeute reicher sein wird, sobald wir auf die Wirkungen des Christentums auf Sitte und Sittlichkeit der Völker achten. Aber wenn die Vermutung auch zutrifft, so ist doch auch hier zu sagen, daß der Ertrag geringer ist, als man nach der Theorie und nach dem Wunsche der Freunde fremden Volkstums meinen sollte, und daß das Ergebnis weithin vielfach enttäuscht.

In der Welt der ostasiatischen Kulturen ist das Christentum als Fremdreligion empfunden worden, die vielfach ohne ersichtlichen Grund alte, liebe Sitte änderte, den Chinesen seiner Pietätspflicht entfremdete und ihn zu seinem Volkstum in Gegensatz brachte. Jeder kritische Bericht über die Mission in China gibt Beispiele. Ich führe einiges aus neueren Werken an: „Ebenso ist es den Chinesen nur sehr schwer klarzumachen, warum man auf die Gräber der Ahnen zwar Kränze legen darf, aber keinen Weihrauch dabei anzünden, warum die schwarze Trauerfarbe Gott wohlgefälliger ist als der farblose Sack, den die früheren Geschlechter getragen, warum das Reich Gottes eine Demokratie ist, wenn doch Christus herrschen wird — und jedem Durchschnittsamerikaner gilt es ja als Axiom, daß allein die Demokratie eine Gott wohlgefällige Staatsform ist — kurzum, warum die westlichen Sitten unbedingt ein Bestandteil der Religion sein sollen.[18] So sagt Richard Wilhelm in seinem Buch: Die Seele Chinas, und Wilhelm Oehler muß gestehen: „Der stärkste Vorwurf, der die chinesischen Christen getroffen hat, war von Anfang an der: Ihr seid keine Chinesen mehr, ihr folgt den ‚fremden Teufeln'!"[19] Es ist ja bekannt, wie der Haß gegen alles Fremde bis heute in China lebendig ist und heute die allerbedrohlichsten Formen angenommen hat. Man denke etwa an die bolschewistischen Maueranschläge in Kanton, von denen im Frühjahr 1926 in den Tageszeitungen und Missionsblättern zu lesen war.[20] Infolgedessen ist in China die Hinwendung der Christen zum eigentlich Chinesischen erst neueren Datums. Erst heute darf man sagen, daß Chinesisch und Christlich nicht notwendig mehr Gegensätze sind, sondern es bewußte Christen gibt, die bewußte Chinesen sein wollen.

Man muß hinzufügen, daß die christliche Religion und Ethik notwendig zerstörend wirkt. Auch dem Chinesen bleibt die Umgesinnung (μετάνοια) nicht erspart, und mit Recht legt die christliche Mission Wert darauf, festzustellen, wie chinesische Stammesfehler und nationale Schwächen durch die Macht des Evangeliums in ihr Gegenteil verkehrt werden.[21]

Um so wertvoller ist dann aber etwa folgende Äußerung Oehlers:

„Nicht um Auflösung, sondern um Erfüllung des kostbaren sittlichen Gutes Altchinas muß es sich vor allem in den Fragen der Neugestaltung des chinesischen Familienlebens handeln, wenn China nicht der Auflösung in eine pietäts- und religionslose Masse verfallen will."[22] Man stimmt ihm zu, wenn er fortfährt: „Und wie leuchtet gerade dieses altchinesische Wesen in neuem Glanz, wenn es vom Evangelium verklärt wird," und ist gespannt, welche Beispiele er geben wird, und fast enttäuscht, etwa von einem chinesischen Pfarrer zu hören, der seinen 23jährigen Sohn niederknien läßt und ihn mit dem Stocke züchtigt, oder von dem bekannten Pastor Hsi, der es verstanden habe, den uneingeschränkten Despotismus des alten Chinesen mit lauterer Demut zu vereinigen, oder von General Feng, dessen Charakter doch heute gerade recht umstritten ist, daß er als echter Sohn Chinas es sich nicht habe nehmen lassen, seinem längst verstorbenen Vater ein würdiges Grab zu verschaffen, eigenhändig mit wenigen Getreuen die teuren Überreste auszugraben und an den neuen Ort zu bringen. Solche Züge lassen sich natürlich viel finden, sobald man danach sucht.

Aber darüber hinaus ist noch wenig Ansatz zur Entwicklung chinesisch christlicher Sitte zu beobachten, so etwa, wenn man bei der Trauung den Brautleuten das Reichen der rechten Hand und der Braut das nach ihrem Empfinden unschickliche Ja erspart und dafür die Brautleute dasselbe Bibelbuch berühren läßt,[23] oder wenn man davon hört, daß nach einer Form christlichen Ahnendienstes gesucht wird.[24] Der auf der Visitationsreise in Hongkong 1906 verstorbene Berliner Missionsinspektor Sauberzweig-Schmidt hat während seiner Reise auf solche Züge besonders gemerkt. So findet man in seinem Reisebericht über Deutsch-Kiautschou[25] einen Vortrag eines Gehilfen, der die Frage vom Standpunkt der Chinesen behandelt und auch erste, kleine Entwicklungsansätze christlich-chinesischer Sitte zeigt. Ähnlich mag auch in der Kirchenzucht, bei Einsammlung von Steuern und Kollekten, im Vereinswesen eigentümlich chinesisches Gut zutage treten. Aber nach meiner Kenntnis handelt es sich hier überall nur um Anfänge.

Ganz Ähnliches dürfte auch für Japan gelten. Auch hier gibt es viel lebendiges, starkes Christentum, das sich in Predigt und Briefen, wie in der mündlichen Rede japanisch formt, aber auch hier steckt in der japanischen Form der altchristliche Inhalt. Ich verweise etwa auf J. Wittes Sammlung: Aus dem Missionsleben draußen für die Arbeit daheim, in dem schöne Beispiele von der formgebenden Kraft des Japanischen Geistes für den christlichen Inhalt enthalten sind.[26] Wieweit aber der japanische Geist auch schon christliche Sitte und Lebensordnung geformt habe, entzieht sich meiner Kenntnis. Eins ist gewiß, die mancherlei selbständigen christlichen Kirchen Japans zeigen ein starkes japanisches Nationalempfinden, lebhaftes Streben nach Selbständigkeit und persönlicher Verantwortung[27], und ich zweifle nicht daran, daß japanische Missionare hier wertvolle Beispiele beibringen könnten. Aber da das Odium der Volksentfremdung erst seit etwa dreißig Jahren allmählich von den japanischen Christen zu weichen beginnt, dürfte von einer christlichen Sitte ebenso wie in China nur im Ansatz die Rede sein, und alle Hinweise auf starke christlich-japanische Charaktere und bedeutende Führer der japanischen Christenheit dürften diese Behauptung nicht entkräften.[28] Das ist nicht nur mein eignes Urteil, sondern stimmt zu dem Urteil weitblickender japanischer Missionare.[29]

Als ich einem indischen Missionar unvermutet die Frage vorlegte, ob er mir aus seiner Erfahrung spezifisch „indisch-christliche" Sitten nennen könne, meinte er nach einigem Besinnen wenigstens eine nennen zu können, daß sich nämlich die Christen des Genusses von gefallenem Fleisch enthielten. Also einmal war die einzige Sitte etwas Negatives, und zweitens wird es vielen recht zweifelhaft sein, ob die Enthaltung von gefallenem Fleisch wirklich besonders „indisch" sei. In einem Aufsatz: „Ist das evangelische Christentum in Indien lebenskräftig eingewurzelt?"[30] kommt Julius Richter, nachdem er die auch in Indien zu findenden Karikaturen des Europäertums unter den Christen geschildert und gegeißelt hat, zu dem Gesamturteil[31]: „Es ist auffällig, in wie geringem Maße die indischen Christen ihr kirchliches Leben — dieser Ausdruck noch im weiteren

Sinne gebraucht — nach einheimischen, volkstümlichen Anschauungen ausgestaltet haben." In dem langen, auf gründlichster Kenntnis indischer Verhältnisse beruhenden Aufsatze bringt er aber, soweit ich sehe, kein einziges positives Beispiel einer christianisierten indischen Sitte. Einmal zitiert er ausführlich Reinhold Grundemann, den scharf-kritischen Beobachter indischen Christentums, wie er von unveränderten Lebensgewohnheiten der indischen Christen erzählt[32]: „Sie sitzen, wie ihre Landsleute, mit gekreuzten Beinen oder in hockender Stellung auf dem Fußboden, und wenn man sie nötigt, etwa in der Kirche, auf Bänken zu sitzen, so kommt es wohl vor, daß hier oder da jemand erst ein Bein heraufzieht und vielleicht auch das andere folgen läßt. Auch sie essen ihren Reis mit den Fingern, auch sie trinken, ohne das Gefäß mit den Lippen zu berühren, auch sie haben ihr nächtliches Lager auf der Matte am Fußboden, auch sie kauen Betelblätter mit Kalk und Arekanuß und speien, ebenso wie die Heiden den roten Speichel mit vieler Geschicklichkeit von sich usf." Aber sind in dem allen schon Einwirkungen des Christentums auf indische Sitten oder Entwicklungen indischer Sitten im Geiste des Christentums zu sehen? Ich denke nicht.

Man könnte fragen, ob der Sadhu Sundar Singh, den Heiler[33] eine „durchaus schöpferisch-religiöse Persönlichkeit" nennt, etwas zur Schaffung einer christlich-indischen Sitte beigetragen habe? Aber auch hier ist vor Überschätzung zu warnen. Ein evangelischer Mönch ist ganz gewiß kein Normaltyp christlicher Ethik, und ich zweifle daran, daß nur ein indischer Frommer wie der Sadhu zu den Herzen der Inder reden könne. Eher noch könnten Gandhis sittliche Grundsätze, Ahimsas, Harmlosigkeit, Non-violence, Satyagraha usf.[34] hier angeführt werden, wenn sie in den Bereich der christlichen Sitte und Sittlichkeit gehörten und nicht vielmehr in den Bereich einer vom Christentum berührten, aber sich ihm entgegenstellenden Sitte und Sittlichkeit.

Auch für Indien ergibt eine Durchprüfung des Stoffes also nur magere Ausbeute.

Das wird, soweit ich sehen kann, erst anders auf dem Gebiet der

primitiven Kulturen und Religionen, wenn man sich auch hier hüten sollte, die Erwartung zu sehr zu spannen. Ein so erfahrener Missionar wie Johannes Warneck in seiner meisterhaften psychologischen Schilderung der Lebenskräfte des Evangeliums[35] nennt als sittliche Züge der Heidenchristen Dankbarkeit, Evangelisationstrieb, Nachfolge Jesu, Verantwortlichkeitsbewußtsein, Erwachen der Individualität und des eignen Gewissens, Kampf gegen Nationaluntugenden (Palmweintrinken, Fluchen, Lüge, Unehrlichkeit) und fügt dazu als selbstverständlich „den ehrlichen Kampf gegen die Volkssitte", soweit sie sich den ethischen Forderungen des Christentums widersetzt. So entstehen Opferwilligkeit, Zusammengehörigkeitsgefühl, Bekennermut, christliche Geduld, Gebetsfreudigkeit, Gottvertrauen und schließlich „eine christliche öffentliche Meinung, ein Volksgewissen".[36] Aber so sehr man auch sucht, man findet kaum etwas, was man als eine christianisierte Sitte aus dem Heidentum heraus zu erklären und als Bereicherung des christlichen Ethos anzusprechen hätte. Ich greife aber, um die Schwierigkeit der Sache zu zeigen, zwei besonders anschauliche Beispiele aus dem Gebiet der primitiven Religionen heraus, die das Werden einer christlichen Sitte veranschaulichen.

Im fünften Kapitel seines Buches „Gemeindeaufbau aus dem Evangelium" schildert Bruno Gutmann[37] die Hüttenweihe der christlichen Dschagga am Kilimandscharo in Ostafrika. Wir begleiten den Hüttenbau von dem Gebet vor dem ersten Hackenhiebe zur Einebnung des Baugrundes bis zur Vollendung und hören, wie die Handlung ständig von Gebeten und Liedern begleitet wird, die der Hausvater, die Sippenführer, der Nachbar und die Sippenbrüder zu singen bezw. zu beten haben. In reizend sinnvoller Weise wird Haus und Familie in den Schutz Gottes gestellt, und immer neu wird zum Ausdruck gebracht, wie die neue Familie gliedlich mit der Sippe verbunden bleibt. Ich gebe als Beispiel Lied und Kehrreim, wie sie beim Anbringen des zweiten Wulstes der Rundhütte gesungen werden. Die Vorsänger stimmen an:

1. Der Reif des Nachbars ist das hier,
An den legt er die Hände.

In ihm den Helfer ehren wir,
Der schirmt die Außenwände.

Die andern ſingen den Kehrreim:

Bindet richtig, feſtigt euch im Hilfsverband!
Eure Lieb' iſt wichtig, gibt dem Hauſe feſten Stand.

Die andern Verſe lauten:

2. Wenn ſich vom Halfter löſt ein Rind,
Treibt er's zum Hauſe wieder.
3. Schickt man ihn um den Hausherrn aus,
Eilt er, ihn aufzufinden.
4. Der Hausherr zeig' ihm dafür Dank
Zuteilend ihm das Rechte.
5. Dem Nachbar hier, dem Nachbar da
Gott wolle Segen ſpenden.
6. Das eine Erdreich einigt uns,
Sei'n einig wir in Züchten.

Lieſt man das ganze Kapitel, ſo fühlt man ſich vom Hauche deutſcher Sinnigkeit und Poeſie umfangen und iſt verſucht, an eine geradezu ideale Verchriſtlichung heidniſcher Sitte zu glauben. Man wird ſchon etwas bedenklich, wenn für eins der gemeinſam zu ſingenden Lieder eine deutſche Choralmelodie angegeben wird, und kann ſich, ſo wenigſtens geht es dem Verfaſſer, des Eindrucks nicht erwehren, als habe der hochbegabte Miſſionar, ſtatt das Volk ſelbſt ſich ſeine chriſtliche Sitte bilden zu laſſen, ſich mit ſeiner reichen Phantaſie und ſeinem frommen Gemüt in die Volksſitte verſenkt und nun etwas geſchaffen, was letzten Endes nicht dſchaggaiſch, ſondern deutſch iſt. Immerhin haben wir hier in einem von dem gleichmachenden Strom europäiſcher Ziviliſation noch nicht erfaßten Stamme eine verhältnismäßig reiche, unangetaſtete Volksſitte, und es iſt ein ganz großes Verdienſt Gutmanns, das erkannt und auf die Erhaltung und Verchriſtlichung dieſer Sitte planmäßig hingearbeitet zu haben.

Ein Gegenbeiſpiel gibt Miſſionsinſpektor Karl Steck in einem Aufſatz: „Das Heidenchriſtentum in Neuguinea".[38] Wir müſſen ihn ſelber erzählen laſſen: „Unſere Kâte hatten ſchon vor ihrer chriſtlichen Zeit eine eigentümliche Form von Erziehung einzelner Elemente durch die Geſamtheit. Wenn Ehepaare ſelbſt für das heidniſche Empfinden zu ſchlecht miteinander auskamen, oder Sippenglieder, nach dem gleichen Maße gemeſſen, ſich zu wenig miteinander vertragen konn-

ten und in ähnlichen Fällen mehr, kamen unangemeldet und ohne vorherige Warnung die Männer etwa der gleichstammigen Nachbarschaft und machten Jma bazo („freundschaftlich streiten"), sie hieben den Missetätern Fruchtbäume ab und zerstörten ihre Hütten, sie rissen ihnen Taro aus und hackten ihnen Bananen an — kurz, sie schädigten sie ganz empfindlich an ihrem bißchen Eigentum und machten dabei (was nicht gerade für diese Sitte wesentlich war, sondern das ganze Kâteleben durchtönte) viel Geschrei, tobten und brüllten und führten sich möglichst entsetzlich auf. Das Volksrechtsgefühl ließ in diesem Falle keine Rache zu — in einem Lande, wo sonst bei der doch verhältnismäßig geringen Eigentumsschädigung um gestohlene Taro die Tötung des Diebes durch den Bestohlenen Rechtsordnung oder doch wenigstens rechtmäßig war . . . Nun war 1922 in einer Christengemeinde des Kâtevolkes das christliche Leben etwas aufs tote Gleis geraten. Der Missionar mußte nach Australien in einjährige Erholung und sah sich veranlaßt, vor seiner Abreise diese Gemeinde förmlich unter die Vormundschaft der Nachbargemeinde zu stellen, die er damals ebenfalls mit zu versehen hatte; und die beiden Gemeinden waren mit dieser Maßregel vollkommen einverstanden, nicht etwa bloß die Vormündergemeinde, sondern auch die andere. Die Bevormundung war für so lange gedacht, bis die Gemeinde zur Aufhebung der Maßregel reif geworden sei. Aber es wurde und wurde nach dem eigenen Empfinden der Leute trotz der Maßregelung nicht wirklich besser bei ihnen: sie war offenbar doch noch nicht stark genug, die Gemeinde zu der notwendigen Anspannung zu bringen, wenn auch zu einiger, und das eben genannte Empfinden der Leute hiervon reichte auch noch nicht hin. Dieser Zustand nun kam den Missionsgehilfen zu Ohren, die diese Gemeinde wie alle bei uns in einem Stück noch heidnischen Inlands stehen hatte; und die griffen nun ein. Sie griffen aber dabei mit sicherstem Formgefühl auf die vorhin geschilderte alte volkstümliche Erziehungs- und Strafsitte zurück und veranstalteten von ihren Missionsarbeitssitzen aus in ein paar Dorfschaften der Gemeinde ein ganz richtiges Jma bazo ganz in der altbekannten und anerkannten Form: Palmen, Felder,

Häuser, sogar den Lehrer nahmen sie aus einem Dorf mit weg, das sich der Wohltat und zugleich Aufgabe, die bei uns in Neuguinea eine Schule bedeutet, ganz besonders unwert gehalten hatte. Alles, was in uns guten Europäern an guter Polizeilichkeit lebendig ist, ist jetzt (beim Hören nämlich) aufs äußerste irritiert; unsere Kirchenästhetik auch. Auch bei Missionaren hat der Vorgang vereinzelt haargesträubtes Entsetzen hervorgerufen. Säuberlich und feierlich ist es ja auch gewiß wirklich nicht zugegangen beim Jma bazo damals in — in Neuguinea. Aber — die Gemeinde begriff es und fand es durchaus in der Ordnung. Wohlmeinend wurde ihr nahegelegt, doch wenigstens Taro als Sühne und Entschädigung für die ihr zugefügte Belästigung und Schädigung zu fordern, oder doch anzunehmen, wenn ihr welche in diesem Sinne angeboten würden. Dergleichen wäre im allgemeinen wohl im Verfolg einer Landesauffassung gelegen, wonach man einem Mann, den man etwa auch nur durch eine peinliche Frage in Verlegenheit gebracht hat, für diese Verlegenheit eine Sühne gibt, — etwa in Gestalt einer Schachtel Streichhölzer. Aber diese allgemeine Sitte kam hier gegenüber der viel bestimmteren Handlung des Jma bazo für die Eingeborenen nicht entfernt in Frage. Sie haben jeden Gedanken an Entschädigung, die sie kriegen sollten, unbedingt und ohne jedes Besinnen abgewiesen. Es wäre ihnen eine Ungeheuerlichkeit gewesen. Sie sind sogar soweit gegangen, daß sie zu ihrer Vormündergemeinde sagten, wenn das Jma bazo durch ihre eigenen Gehilfen nichts ausgerichtet hätte oder ausrichtete, so müßten sie, die Vormündergemeinde, auch kommen und noch einmal und entsprechend ärger und empfindlicher Jma bazo machen, bis sie, die Sprechenden, in sich gingen und entsprechend Hand anlegten zur Besserung der Zustände in ihrem Gemeindeleben."

Was Steck hier erzählt, ist auch nur ein Ansatz verchristlichter Volkssitte, und wir mögen zweifelhaft sein, ob wir diese Art Verchristlichung gutheißen. Daß es sich aber nicht um vereinzelte Ausnahmen, sondern um einen Lebensprozeß handelt, zeigen Stecks Ausführungen und die Bücher Keyßers, die man in dieser Beziehung durchforschen

muß, zur Genüge.[39] Man sollte auch Bachmanns Arbeiten[40] zurate ziehen, der die Fragen der Kleidung, des Schmuckes, des Tanzens, der Höflichkeit, des Schlichtens von Streitigkeiten, des Genusses von Alkohol, der Reinlichkeit, der Kindererziehung, der Morgengabe, der Polygamie berührt und damit zeigt, ein wie großer Bezirk auf dem Gebiete der Sitte christlich zu durchdringen ist. Ein besonders lehrreiches Beispiel bietet die Behandlung der Initiationsriten in der Universitätenmission in Masasi[41], wo man das Empfinden hat, als werde zugunsten eines rein heidnischen Brauches Taufe, Konfirmation und Abendmahl in einer nicht zulässigen Weise in den Hintergrund gedrängt. Da aber weder über Morgengabe, noch über Polygamie noch über Beschneidung eine einheitliche Praxis herbeigeführt ist und von einer festen christlichen Sitte vollends keine Rede sein kann, so bleibt auch für die primitiven Kulturen das Ergebnis: es finden sich nur erst Ansätze zu einer Herausbildung einer neuen, bereicherten Sitte und Sittlichkeit im Sinne des ursprünglichen Volkstums in diesen Kulturen. Nur das ist erreicht, daß man das Problem zu sehen und an ihm zu arbeiten beginnt.

Es bleibt ein letztes großes Kulturgebiet, an dem unsre Frage studiert werden kann und aus dem sich greifbare Ergebnisse zeigen lassen. Es ist das Gebiet der Kunst. Dabei treten die bildenden Künste, Architektur, Plastik und Malerei noch sehr zurück. Begreiflicherweise. Sowohl die Kunst primitiver Völker wie die der hochkultivierten Inder ist so durchsetzt von Anspielungen an Glaube und Mythos, daß den Missionaren die Übernahme etwa der Skulpturen ein Ding der Unmöglichkeit zu sein schien, und da das Heidentum wohl Tempel mit einem kleinen Sanktissimum, und nur an wenigen Stellen der Erde architektonisch durchgebildete Versammlungsräume kennt, bauten die Missionare ihre Kapellen und Kirchen entweder im Stall- oder Scheunenstil oder gar in einer dem Volkstum vollends fremden vermeintlich echten Stilart, gotisch, romanisch, und ließen den Eingeborenen kaum eine Möglichkeit zu selbständigem Schaffen. So entstanden etwa neben den formenschönen, mit Schnitzwerk und Malereien überdeckten Männerhäusern, wie sie auf den Westkaro-

linen oder im Batakland üblich sind, neumodisch nüchterne Wellblechbaracken oder deutsche Dorfkirchlein, über deren künstlerischen Wert man streiten könnte, die aber unstreitbar mehr europäisch als volkstümlich sind. Gewiß, die alten Häuser sind dunkel und dumpf und schmutzig, und Schnitzerei und Malerei überlastet mit Heidentum und Unsittlichkeit, aber sollten hier nicht reiche Entwicklungsmöglichkeiten vorliegen? Wieweit es auf den Einfluß der eingeborenen Christen zurückzuführen ist, daß in China und Japan Kirchen und Kapellen sich in ihren Linien an die landesüblichen Bauformen anlehnen, und wieweit nur ein Versuch europäischer Architektur vorliegt, sich an den fremden Stil heranzutasten, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ähnliches wie für die Architektur gilt auch für Plastik und Malerei. Meist sind die „Kunsterzeugnisse" des Christentums unverändert von den Missionaren eingeführt und dann von den Eingeborenen mit viel Liebe und oft erstaunlicher Nachahmungstechnik nachgebildet, aber Versuche der Eingeborenen, die Madonna als junge Hindu- oder Negerfrau[42] oder das Heilandsleben nach chinesischem Typ oder die heilige Geschichte in japanischer Umgebung darzustellen und die volksmäßig geprägten Kunstformen zu verwenden, sind doch noch sehr selten. Aber es gibt doch schon ganze Reihen solcher Darstellungen.[43] Gewiß, sie sprechen nicht zu uns, aber das können und sollen sie auch nicht. Uhdes Heilige Nacht wird ebensowenig zu den Ostasiaten oder den Singhalesen sprechen. Oder ist es unsre Aufgabe, unsern Madonnentyp, unsern Christustyp nach Japan und Indien zu bringen? Aber welchen Typ, Raphael oder Michelangelo, Rubens oder Holbein, Dürer oder Grünewald, Uhde oder Stuck? Es mag sein, daß die Künstler, die unter den Neuchristen aufstehen werden, von der abendländischen Kunst lernen werden. Aber sie sollen so lernen, wie wir anfangen, die Werte ihrer Kunst nachzuempfinden, als selbständig Schaffende, nicht als Kopisten.[44]

Die eigentümliche Verquickung der Musik mit der Religion sowohl im Christentum wie in den nichtchristlichen Religionen und die Fremdartigkeit aller nichteuropäischen Musik hat die Missionare vielfach in

einen Gegensatz zu der „heidnischen" Musik gebracht. Es gehört viele Mühe und die ganze Feinheit unsrer heutigen phonetischen Wissenschaft dazu, um hinter die Geheimnisse dieser Musik zu kommen. Die afrikanische Musik ist so schwierig, daß Carl Meinhof gelegentlich gesagt hat[45]: „Der Afrikaner besitzt ungewöhnliche Begabung für die Musik; er ist in dieser Hinsicht wohl den meisten Menschen überlegen. Daß diese Musik uns vielfach unschön erscheint und unverständlich bleibt, beweist nichts gegen die Fähigkeit des Afrikaners. Der Afrikaner lernt im allgemeinen sehr leicht europäische Musik, aber ich habe noch keinen Europäer kennengelernt, der imstande gewesen wäre, afrikanische Musik zur Zufriedenheit des Afrikaners nachzuahmen." „Das indische Tonsystem[46] ist eine äußerst komplizierte, durch Saitenteilung gewonnene Folge von 21 Intervallen innerhalb einer Oktave. Die Grundlage bildet eine siebenstufige Tonleiter, aus der 32 andere abgeleitet werden. Daneben gibt es aber noch 112 verschiedene sechsstufige und 160 fünfstufige Leitern." China hat eine sehr umfangreiche musikalische Literatur, deren Ursprung z. T. über ein Jahrtausend zurückliegt. So enthält ein Buch über das Schlagen der Trommel aus dem Jahre 860 eine Reihe von nicht weniger als 129 Trommelsymphonien. Dazu hat China — ebenso wie Afrika und Indien — ganz eigenartige Musikinstrumente in überraschend großer Anzahl, und wenn ein chinesisches Orchester seine Weisen erschallen läßt, dann dünkt es dem Europäer, die Hölle sei losgelassen. Diese Tatsachen, die aus anderen Ländern reichlich vermehrt werden könnten, sollten uns bescheiden machen im Urteil über die Musik fremder Völker.

Wenn ich recht sehe, ist aber ganz allgemein diese Eingeborenen-Musik von Missionaren wie Eingeborenen für den Gebrauch im Gottesdienst abgelehnt worden. Man hat unsre Weisen übertragen und die Eingeborenen-Musik entweder als heidnisch aus dem Christendorfe verbannt oder sie nur für den Hausgebrauch freigegeben. Das gilt vor allem für Indien. Hier fand die Mission eine sehr eigentümliche Art, Heldenlieder zu zitieren, die sogenannte Kirttan, Singpredigt, vor, die sehr schnell von den Eingeborenen ins Christliche übersetzt wurde.

Besonders der Tamule Vedanayacham Sastriars, ein Schüler des „Königspriesters" Christian Friedrich Schwartz, hat seinem Volk viele solcher Singepredigten geschenkt, die sich größter Beliebtheit erfreuen. Dabei werden Melodien, die ursprünglich zu Ehren der heidnischen Götter gesungen wurden, in den Dienst des Evangeliums gestellt! Man macht an dieser Singepredigt, die Erzählung mit Auslegung verbindet, die Erfahrung, daß sie die übersetzten christlichen Lieder allmählich aus dem Hausgebrauch verdrängt, weil sie volkstümlich ist.

Man sollte auf diesem Wege weitergehen und die Musik der Eingeborenen benutzen, um ihnen die christlichen Gedanken ins Herz zu singen. Natürlich können das nur christliche Eingeborene, die das Vorurteil überwunden haben, als sei ihre volkstümliche Musik widergöttlich. Der Erfolg dürfte nicht ausbleiben.[47]

Am reichsten zeigen sich die Wirkungen des Volkstümlichen wohl in der Dichtkunst. Für sie liegen Proben aus fast allen Missionsgebieten vor. Eine der schönsten ist der Begrüßungsgesang der Iraono Huna auf Nias zum Empfang des ersten Missionars in Lolowâu, der die Einwirkung des Christentums auf das Denken eines primitiven heidnischen Stammes charakteristisch spiegelt. Ich gebe wenigstens einige Verse als Beispiel des zum Tanz gesungenen Liedes[48]:

Es ist gleich, als wenn die Sonne aufgeht über unsern Bergen,
Weil gekommen ist zu uns der Tuan,*)
Es wird helle bei uns, weil er uns das Wort Gottes verkündigt.
Es hat auch uns erreicht Lowalangi,**)
Es ist zu uns gekommen der Herr,
Zu uns, den Dorfleuten von Lolowa'u,
Zu uns, den Iraono Huna, der Menge.
Es hat uns erreicht die frohe Botschaft,
Die Botschaft, die das Herz sättigt, stille macht.
Darum haben wir uns versammelt,
Darum sind wir alle da.

*) Lehrer.
**) Der höchste Gott.

Es sind gekommen die Alten,
Es sind gekommen die Jungen.
Wir haben uns hier versammelt, wir sind nun alle da,
Wir drehen uns im Kreise, wir stampfen auf den Boden,
Weil zu uns kommt die frohe Botschaft,
Weil sie erreicht hat unser Land.
Sie rauscht über unsre Berge, sie geht durch unser Tal,
Weil bei uns ist der Tuan, der Geber einer neuen Rede,
Der Bringer eines neuen Wortes.
Darum ist das Herz so voll, darum ist das Herz so groß.
Woher ist die Botschaft gekommen?
Sie ist gekommen von Norden,
Daher, wo die Menge wohnt auf den Bergen.
Warum kam die Botschaft von Norden?
Weil dorthin gekommen ist der Sohn Gottes,
Weil dort ist der Heiland, unser Erlöser.
Er ist gekommen zu den Menschen auf die Erde,
Damit ewiges Leben bekämen die Menschen, die Sünder,
Die vom Teufel Gequälten, die vom Bösen Geführten.
Wenn wir verändern unsre Gedanken,
Wenn wir verlassen die Sünden
Mitsamt dem Neid, mitsamt dem Streit,
Wenn wir lieben unsere Brüder,
Unsere Genossen, unsere Dorfleute,
Dann finden wir den Weg des Lebens.

Man wird nicht oft Gelegenheit haben, so unmittelbar das Einwirken des christlichen Gedankengehalts auf die Dichtkunst eines kulturarmen Volkes beobachten zu können, wie hier. Alles ist noch primitiv, die Gedankenbewegung kindlich und einfältig, und das vom Christentum Übernommene beschränkt sich fast auf einige Redewendungen, die doch zu wahr und schlicht sind, als daß man sie mit dem Wort „Phrasen" abtun dürfte.

Aus Westafrika, von einem jungen Lehrer des Ewestammes stammt folgendes Lied[49] in wörtlicher Übersetzung:

Die Kraft der ewigen Liebe hat an meinem Herzen gearbeitet,
Ich habe Gottes Güte erkannt, darum danke ich ihm.
Ich freue mich mit einer Freude, welche die Welt nicht kennt!
Nur Dank allein soll die große Arbeit meines Lebens sein.

Die Kraft der ewigen Liebe hat mich jetzt ganz rein gemacht.
Sie hat den Fluch der Sünde, der über mir war, von mir genommen.
Ich freue mich, ja ich freue mich, denn der Herr hat Großes an mir getan,
Nur Dank allein soll die große Arbeit meines Lebens sein.

Die Kraft der ewigen Liebe hat mir jetzt eine schöne Arbeit gegeben.
Sie sagt, ich soll ein guter Zeuge werden in dieser Welt.
Ich freue mich, ich freue mich, denn ich hoffe,
Daß ich die großen Taten Gottes an mir der ganzen Welt verkündigen kann.

Zuletzt wird diese ewige Liebe mich bei sich aufnehmen
Und wird mein Haupt mit der Siegerkrone schmücken.
Freude, ja Freude wird sein im Himmelreich
Und ich werde nur danken in alle Ewigkeit.

So einfach nach Form und Inhalt dieses Lied auch ist, so tief ist es empfunden. Es vereint die christlichen Gedanken so natürlich mit der natürlichen Liedform, wie sie im Volke lebt, daß man zweifelhaft sein kann, was es deutlicher kundmacht, den Einfluß des Christentums auf das Denken der Eingeborenen oder die Wirkung des Volkstümlichen auf das Christentum. Andere schöne Beispiele findet man etwa bei Gutmann.[50]

Bei dem Reichtum der Dichtkunst in China, Japan und Indien ist kein Zweifel, daß sich auch dort in reicherem Maße christliche Lieder finden, als die Missionsliteratur nachweist. Gareis gibt zwei Beispiele aus China.[51] Für Indien ist die Singepredigt bereits erwähnt. Die Gesangbücher der Missionen bestehen überall bereits zu einem erheblichen Teil aus Liedern eingeborener Christen. Dabei wird man aber viel Nachdichtungen finden, die in Versbau und Reim sich unserm Geschmack anpassen, während der Kulturwert in erster Linie in den Liedern liegt, die frei entstehen und sofort von der Volksseele behalten und weitergegeben werden, und deren sind noch nirgendwo allzuviele!

Im Wechselgesang liegt wie im nachahmenden Spiel der Kinder und der Großen der Keim der dramatischen Kunst. Aber das Christentum hat auf sie bisher keinen Einfluß geübt, und umgekehrt ist von hier aus noch gar nichts von völkischer Umgestaltungskraft zu sehen.

So endet unsre Umschau in der vielleicht überraschenden Erkenntnis, daß eine rassen- und volksmäßige Bestimmtheit des Christentums in der modernen Mission viel stärker behauptet und empfunden wird, als sie tatsächlich festgestellt werden kann. Auf den Konferenzen hat man starke Worte und empfindet das ausgeprägte Selbstbewußtsein der Vertreter der Missionskirchen, die sich über die geschichtlichen Gegebenheiten des Abendlandes mit einer Freiheit und Verachtung hinwegsetzen, als könnten sie den Dingen auf den Grund sehen und Nebensachen von der Hauptsache unterscheiden. So hat wohl keine der Konferenzen, die Mott auf seiner Reise in den fernen Osten 1912/1913[52] und in der Welt des Islams 1924[53] gemacht hat, versäumt, ihre Überzeugung oder ihre Hoffnung auszusprechen, daß die Kirche in ihrem Lande ein volkstümliches Gepräge annehmen werde, und man hört viel von Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und Selbstausbreitung, aber von der Verwirklichung ist noch wenig zu spüren. Handelt es sich etwa nur um Imponderabilien, um kleine Färbungen und Schattierungen, um Stimmungswerte? Unsere Überschau dürfte gezeigt haben, daß ein solches Urteil ungerecht wäre. Die Ansätze, die da sind, sind stark genug, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß die Missionskirchen sich je nach Volkstum und Rasse verschieden gestalten werden, aber noch nicht stark genug, um für eine Vorausschau eine sichere Grundlage abzugeben. Eine solche könnte heute nur auf Grund des Allgemeinurteils gewagt werden, das die Missionserfahrung über den Charakter der missionierten Völker heute zuläßt.

Ich beschränke mich auf Andeutungen. Der indischen Rasse ist frommes Sinnen, stille Versenkung eigentümlich. Das legt die Vermutung nahe, daß uns das indische Christentum eine Vertiefung der Andacht, eine neue Durchdringung der Urgeheimnisse des religiösen Denkens, vielleicht auch eine neue Form des Gottesdienstes bringen wird. Der ferne Osten hat den Vorzug nüchternen, praktischen Sinnes in Verbindung mit reger Pietät. So mag von hier aus auf eine neue Erfassung der sittlichen Pflichten und der praktischen Bewährung, vielleicht auch auf besondere Organisationsformen des Christentums

geschlossen werden können. Die primitiven Völker zeichnen sich durch starkes Empfindungsleben und eine schnelle Erregbarkeit aus. Das bringt auf die Erwartung, daß hier eine Glaubensform erstehen könnte, die dem nüchternen Diesseitertum des Chinesen und der Mystik des Inders wohltuend und ergänzend zur Seite tritt.

Solchen Vermutungen aber tritt die Frage entgegen, ob der in fast zweitausend Jahren durchmessene Kreis von Gedanken, Lebensformen, Gestaltungsmöglichkeiten noch viel Neubildungen und Abwandlungen zulasse oder ob die sich neu bildenden Kirchen notwendig in neuem Gewande Gebilde wiedererstehen lassen, die aus der Kirchengeschichte längst bekannt sind.

Jedenfalls ist eins gewiß. Wie der unausforschliche Reichtum Christi[54] und die unbegrenzte Schöpfermacht Gottes durch die Mannigfaltigkeit der Kirchen und ihre völkische Eigenart erst voll zum Bewußtsein gebracht wird, so bietet der Austausch der Gaben und Kräfte der verschiedenen Kirchen eine Gewähr für die ständige Reinhaltung des Evangeliums. Jede Sonderprägung bringt die Gefahr, das der eigenen Art Fremde zu vernachlässigen und zu mißachten. Je stärker das Einheitsbewußtsein die gesamte Christenheit durchpulst, um so sicherer durchdringt *ein* Lebensstrom alle und bewahrt die einzelnen Glieder vor Erkrankung und Verkümmerung.

So bringt die Frage der volkstümlichen und rassenmäßigen Ausprägung des Christentums die alte Mahnung des Apostels Paulus in neuem Sinne zur Geltung[55]: „Durch Demut achte einer den andern höher denn sich selbst; und ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist." Vielleicht, daß durch solches Achten auch das erreicht wird, daß wir die Eigenart jedes Missionsfeldes in bezug auf die in dieser Skizze gezogenen Entwicklungslinien deutlicher zu erkennen und den Herrn, der diese bunte Mannigfaltigkeit gewollt und geschaffen hat, in seiner wunderbaren Größe besser zu verstehen und zu preisen lernen.

Den Missionsleitungen und Missionaren aber erwächst daraus die Pflicht, den beim Übergang vom Alten zum Neuen notwendig einsetzenden Zerstörungsprozeß in solche Bahnen zu lenken, daß aus

Volkstum und Raſſe alles erhalten bleibe und zur höchſten Entfaltung gebracht werde, was mit dem Weſen des Evangeliums vereinbar iſt, und nur das falle, was ihm widerſpricht. Bisher ſcheint die moderne Miſſion dieſer Forderung zu wenig genügt zu haben. Miſſionieren heißt aber nicht europäiſieren, ſondern das Saatkorn des Evangeliums in fremdes Volkstum hineinſtreuen, damit es dort in einer dem Boden entſprechenden Art aufgehe und ſich frei und ſelbſtändig zu ſeiner eigenen Art entwickele.

Anmerkungen

1 Offbg. 14, 6.
2 World Miss. Conf., Edinburgh 1910, Bd. II, S. 278.
3 ebd. S. 289.
4 ebd. S. 290.
5 ebd. S. 294.
6 ebd. S. 297.
7 ebd. S. 305.
8 ebd. S. 309.
9 ebd. S. 12.
10 vgl. W. Oehler, China und die chriſtliche Miſſion, Stuttgart 1925, S. 236.
11 ebd. S. 126.
12 ebd. S. 238.
13 C. J. Voskamp, Der chineſiſche Prediger, Berlin 1919, S. 7 f., vgl. Sauberzweig-Schmidt, Durch Deutſch-Kiautſchou, herausgegeben von M. Schlunk, Berlin 1909, S. 92—95.
14 H. W. Schomerus, Indien und das Abendland, Wernigerode 1925, S. 132 ff. J. Richter, Indiſche Miſſionsgeſchichte [2], Gütersloh 1924, S. 523 ff.
15 P. Hinneberg, Kultur der Gegenwart I. III. [1], Leipzig 1913, S. 232 ff.
16 G. Simon, Die Welt des Islam und die neue Zeit, Wernigerode 1925, S. 90 ff.
17 C. Spieß, Religiöſe Verirrungen unter Heidenchriſten. N. A. M. Z. 1926. S. 137 ff.
18 R. Wilhelm, Die Seele Chinas, Berlin 1926, S. 219.
19 W. Oehler, Chinas Erwachen, Wernigerode 1925, S. 126.
20 „Weſerzeitung", Bremen, 16. Mai 1926, Morgenausgabe. Erſte Beilage zu Nr. 256 A.
21 W. Oehler, China und die chriſtliche Miſſion, Stuttgart 1925, S. 229 f.
22 ebd. S. 231.
23 ebd. S. 221.

[24] ebd. S. 240, Sauberzweig-Schmidt, Durch Chinas Südprovinz, Berlin 1918, S. 125 f., S. 159 f.
[25] Sauberzweig-Schmidt, Deutsch-Kiautschou, Berlin 1909, S. 95 ff.
[26] J. Witte, Aus dem Missionsleben draußen für die Arbeit daheim, Berlin 1919, S. 239 ff., bes. 267, 269.
[27] World Miss. Conf. 1910, Bd. II, S. 349 u. a.
[28] The Foreign Missions Convention at Washington 1925, New-York 1925, S. 67 f.
[29] ebd. S. 159: Bischof Henry St. George Tucker, früher Kyoto: Christianity has not as yet established prints of contact with the ancient modes of thought and the ancient customs of the Japanese people.
[30] Jul. Richter, Die Einwurzelung des Christentums in der Heidenwelt, Gütersloh 1906, S. 1 ff.
[31] ebd. S. 25.
[32] R. Grundemann, Missions-Studien und -Kritiken, Gütersloh 1894/98, Bd. I, S. 26 ff., 59 ff., 84 ff.
[33] Fr. Heiler, Sadhu Sundar Singh, ein Apostel des Ostens und Westens, München, 4. Aufl., 1926, S. 211 ff.
[34] W. Kobe, Mahatma Gandhis Welt- und Lebens-Anschauung, Hamburg 1925, cf. R. Rolland Mahatma Gandhi, Erlenbach-Zürich 1923.
[35] J. Warneck, Die Lebenskräfte des Evangeliums, Berlin, 6. Aufl., 1922. S. 306 ff.
[36] ebd. S. 325.
[37] B. Gutmann, Gemeindeaufbau aus dem Evangelium, Leipzig 1925, S. 103 ff.
[38] K. Steck, Das Heidenchristentum in Neuguinea, N. A. M. Z. 1926, S. 17 ff., S. 51 ff.
[39] Chr. Keysser, Anuta im Papualande, Nürnberg 1926.
Derselbe: Ajo, Ein Missionsbuch für Jungmänner, Nürnberg 1926.
[40] Fr. Bachmann, Praktische Lösung missionarischer Probleme auf einem jungen Arbeitsfelde, Herrnhut 1912.
[41] Edwin W. Smith, The Christian Mission in Africa, London 1926, S. 50 f. vgl. Jahrb. der ev. Miss.-Konf. 1927, S. 9—15.
[42] Oskar Nuoffer, Afrikanische Plastik in der Gestaltung von Mutter und Kind, Dresden, ohne Jahr, Abb. 45.
[43] Die Malerei im Dienste der Mission, Ev. Miss. 1898, S. 212 u. S. 261.
[44] R. Gareis, Inwieweit können die in der heidnischen Welt einheimischen Kunstideale und Kunstformen zur Einbürgerung christlicher Lebensformen verwandt werden? In J. Richter: Die Einwurzelung, S. 162 ff., vgl. R. Grundemann: Die Mission und die Kunst, A. M. Z. 1892, S. 160, 529, 579; 1893, S. 88, 376, 469.
[45] E. Meinhof, Die geistige Befähigung des Afrikaners, Bremen 1912, S. 14.
[46] R. Gareis, l. c., S. 193.
[47] Man vergleiche die Worte des Afrikaners Ballanta auf der Afrikakonferenz in Le Zoute, Sept. 1926, bei E. W. Smith: The Christian Mission in Africa, S. 43: The African loves music intensely. I believe that one way of approaching him is to get him to sing about the love of God in his own way. The songs you hear in Africa may not be suitable for use, but substitute other words and adopt the tunes etc.
[48] M. Schlunk, Niederländisch Indien als Missionsfeld, Basel 1922, S. 113 f.

[49] Eine Übersetzung in Versen vgl. N. A. M. Z. 1925, S. 169. Das Original in Hadzigbalé, Baden 1925, Nr. 159.
[50] B. Gutmann, Gemeindeaufbau aus dem Evangelium, Leipzig 1925, S. 103 f. u. S. 144.
[51] R. Gareis, l. c. S. 199.
[52] The Continuation Committee Conferences in Asia 1912—1913, New-York 1913.
[53] Conferences of Christian Workers among Moslems 1924, New-York 1924.
[54] Eph. 3, 8.
[55] Phil. 2, 3 u. 4.

Zum Ganzen vergleiche man für die katholische Kirche das fleißige Sammelwerk von Ludwig Berg: Die katholische Heidenmission als Kulturträger (Abhandlungen aus Missionskunde und Missionsgeschichte), Aachen 1923 f., bisher 10 Teile, das, ohne tiefer in die Probleme einzudringen, eine Fülle von Einzelstoff beibringt.
Für die evangelische Mission ist die wichtigste Spezial-Literatur in den Anmerkungen verarbeitet und angeführt. Darüber hinaus bringt jedes Missionsblatt und jede Missionsschrift neuen Stoff. Von englisch geschriebenen Büchern zu unserm Thema seien genannt J. H. Oldham: Christianity and the Race Problem, London 1924. Basil Mathew: The Clash of Colour, London 1924. W. C. Willoughby: Race problems in the new Africa, Oxford 1923. Robert E. Speer: Of one blood, New-York 1923. Der Verfasser hat sich mit Absicht auf wenige ihm charakteristisch scheinende Beispiele beschränkt. Er würde sich freuen, wenn seine Untersuchung viele Missionare veranlaßte, auf diese Fragen zu achten und Stoff zu ihrer Beantwortung beizubringen.

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
THE LIBRARY